

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Karlsruher Tagblatt. 1843-1937 1919

13.7.1919 (No. 28)

Die Pyramide

Wochenschrift zum Karlsruher Tagblatt.

Nr. 28

Karlsruhe, Sonntag, 13. Juli

1919

Inhalt: Die Freireligiösen. Geschichtl. und grundsätzl. betrachtet von Albert Sezauer (Karlsruhe). — Zur Frage der Umgestaltung akademischer Lehrformen. Von Privatdos. Dr. jur. et phil. v. Grolman. — Ueber Schwesingens Garten und Theater in Vergangenheit und Gegenwart. I. Von Karl Freund, Regierungsbaummeister. — Sommergewitter. Von Bernhard Flenens.

Die Freireligiösen.

Geschichtlich und grundsätzl. betrachtet
von Albert Sezauer (Karlsruhe).

Kaum ein Wort ist so belastet mit Irrtum und Mißverständnis wie das Wort freireligiös. Ganz abgesehen von den Schauer- vorstellungen grundsätzl. Nebelwollender; abgesehen auch von der Unselbständigkeit und Urteilslosigkeit des Durchschnittspublikums, das ja gewohnt ist — hier wie überall — Behauptungen und Urteile gelten zu lassen und gelegentlich selber nachzusprechen, worüber es weder sich noch andern Rechenschaft zu geben vermöchte —; auch bei wirklich klugen, gebildeten Menschen scheint das Wort freireligiös ein Unbehagen zu wecken, das zu überwinden ihnen — wie mir mehr als einer schon gestanden — nicht recht gelingen will.

Die Hauptschuld an dieser Erscheinung trägt — neben dem übeln Willen und dem mangelnden Urteil der andern — die Verwirrenheit und Unklarheit im Lager der Freireligiösen selber, die es mit sich gebracht hat, daß bis auf den heutigen Tag Behauptungen und Persönlichkeiten sich freireligiös nennen und dafür gelten können, die mit wahrer Freiheit so wenig zu tun haben wie mit echter Religiosität. Da über ihr Emporkommen und allmähliges Ueberwuchern in der freireligiösen Bewegung nur die geschichtliche Betrachtung einigen Aufschluß zu geben imstande ist, und da andererseits gerade sie auch die wirklich Freireligiösen bei so zahlreichen Gelegenheiten beieilt zeigt von einem Idealismus, einem Bekennermut und einer Opferwilligkeit, die allein es verständlich machen, wie eine so viel verkantete und so leicht zu verkennende Sache sich doch, allen innern und äußern Hemmungen zum Trotz, erhalten und immer neue Anhänger gewonnen hat, so sei im folgenden versucht, durch einige Stichproben aus der Geschichte der Bewegung weiteren Kreisen ein selbständiges, gewissenhaftes Urteil zu ermöglichen und so dem vielfach herrschenden Mißtrauen und Mißverstehen wirksam entgegen zu treten.

I.

Die ersten Schritte sind die entscheidenden. Das gilt, wenn irgendwo, bei der freireligiösen Bewegung. Und zwar sind da zwei Umstände besonders bezeichnend und bedeutungsvoll: die ersten Schritte, die getan wurden, führten aus der Kirche hinaus, und sie wurden — ziemlich gleichzeitig — im Norden wie im Süden Deutschlands, im Schoße des Protestantismus wie des Katholizismus, getan. Die allgemeine Revolutionierung der Geister und Gemüter äußerte sich wie überall, so auch auf religiösem Gebiet. Unbefriedigt und angewidert von der Enge und Unwahrscheinlichkeit des Hergebrachten, zwangsweise in Geltung Erhaltenen, strebte man nach heftigem Bedürfnis heraus nach Erneuerung und Vertiefung und, um sie zu ermöglichen, zunächst nach Beseitigung und Ueberwindung des Bestehenden.

Opposition also war der erste — und wie wir sehen werden, bis in unsere Tage vorherrschende — Gesichtspunkt in der Bewegung, von der hier die Rede ist. Im Stillen war ja eine gewisse Opposition in beiden christlichen Kirchen zu allen Zeiten vorhanden gewesen. Eine Art von passiver Resistenz sozusagen: innere Ablehnung des Kirchentums mit seinem Zwang und seiner Neußerlichkeit, die wohl gelegentlich auch zu offenem Bruch mit der Ueberlieferung führte, aber stets von der Kirche, besonders der katholischen, mit allen Mitteln des „weltlichen Armes“, d. h. der staatlichen Gewalt, die ihr hierzu unbeschränkt zur Verfügung gestellt werden mußte, verfolgt und unterdrückt wurde. Die letzte Quelle, aus der diese Opposition entsprang, ist die Gnosis, jene uralte Unterströmung aller Frömmigkeit, die, immer und überall von der offiziellen Hierarchie gehaßt und gesücht, neben den anerkannten Formen des Glaubens ein meist recht kräftiges Eigenleben führte, wie es uns etwa in den antiken Mysterien, der mittelalterlichen Mystik und — stark verwässert — im Pietismus entgegentritt. Ein Hauch davon war unverkennbar in den Anfängen der freireligiösen Bewegung wirksam, wenn auch nicht als ausschlaggebender und führender Faktor. Vielmehr dankte ihre Entstehung und ihre Erfolge — ähnlich wie die Revolution jener Jahre der Eutauschung über nicht eingebaute Verrechnungen — hauptsächlich der Entrüstung weitester Kreise über

die nach einer Zeit rationalistischer Aufklärerei mit verschärfter Macht einsetzende kirchliche Reaktion. Man hatte, auf politischem und auf religiösem Gebiet, die Ahnung einer möglichen größeren Freiheit verspürt, und als die Regierenden, blind wie immer, aus Bequemlichkeit und Feigheit ihren Kurs mit aller Gewalt wieder auf Rückwärts stellten, fühlten die Regierten sich betrogen, und offene Auflehnung wurde allenthalben die Lösung der Zeit.

Mitte der vierziger Jahre brach der Kampf aus: Der Regierungsantritt Friedrich Wilhelms IV. hatte die verhängnisvolle Wendung in das politische und kirchliche Leben des nördlichen Deutschland gebracht, die dahin führte. Die Fälle von Maßregelungen freientender Geistlicher mehrten sich. Ihre natürliche Folge war Zusammenschluß der Gleichgesinnten, die sich selbst protestantische Freunde nannten, bald aber unter dem volkstümlicheren, vom Volk geprägten Namen „Lichtfreunde“ bekannt wurden. Auf ihrer (6.) Versammlung im Jahre 1845 lebten sie die Schrift als alleinige Grundlage des Glaubens ab und setzten an ihre Stelle den Geist. Die Antwort darauf war ein Verbot der „offenen wie geheimen Bestrebungen“ der Lichtfreunde (August 1845), das im weiteren Verlauf zur Amtsentsetzung zahlreicher Geistlicher führte, die den Mut eigener Ueberzeugung auch vor obrigkeitlichen Verfügungen nicht verloren. Da die Gemeinden sich ihre geistlichen Führer in den meisten Fällen nicht nehmen lassen wollten, setzte damit überall eine lebhafteste Austrittsbewegung aus der Kirche und Bildung neuer, freier Gemeinden ein. So schlossen sich in Königsberg schon 1846 die aus der Kirche Ausgetretenen um den vom Konsistorium entlassenen Divisionspfarrer Julius Kupp zusammen; in Halle die „Freien Protestanten“ um den abgesetzten Pfarrer G. A. Wislizenus; in Halberstadt um dessen Bruder; in Nordhausen um Ed. Balzer; in Hamburg um den Prediger Kleinpaul; in Magdeburg um den Prediger Uhlich u. s. f. Freiere Auffassung, ja teilweise Ablehnung des apostolischen Bekenntnisses, rationalistische Deutung der Wundergeschichten des neuen Testaments, Verwerfung jedes Zwanges und aller Neußerlichkeit, die auf bloßer Menschenfähsung und Ueberlieferung beruhte — das waren zumeist die Punkte, die die Geistlichen in Konflikt brachten mit ihren vorgelegten Behörden. Aus welcher Stimmung die aus der Kirche austretenden Laien handelten, drückt klar und würdig die Erklärung der freiprotestantischen Gemeinde Halle aus, in der es heißt: „Wir vermögen weder in Heuchelei noch in Gleichgültigkeit der bloßen Form nach wie Tausende einer Kirche anzugehören, der wir innerlich entfremdet sind.“ Ein Standpunkt, dem ehrliche Menschen ihre Achtung nicht werden versagen können. Daß eine Bewegung, die so getragen war von Mut und Ehrlichkeit, rasche, vielversprechende Fortschritte machte, darf uns nicht wundern.

Nun war zu gleicher Zeit der Kampf auch im Schoße der katholischen Kirche entbrannt. Hier hatte den Anstoß gegeben die bekannte Ausstellung des heiligen Rodes zu Trier im Jahr 1844, die, nach den Worten des alten Görres, „den Sieg des Glaubens über die Aufklärung und die Macht der Kirche“ verkünden sollte. Der äußere Erfolg dieses, mit dem ganzen Geschick der katholischen Kirche für dergleichen Dinge in Szene gesetzten Unternehmens war gewaltig. Hunderttausende wallfahrteten nach Trier, und an den bei solchen Anlässen unentbehrlichen Wundern fehlte es natürlich nicht. Gewaltig aber war auch die Empörung zahlloser Katholiken, die sich, ganz abgesehen von der fragwürdigen Echtheit des verehrten Kleidungsstückes selbst, durch den stark politischen Untergrund der Angelegenheit und die mit — heute würden wir sagen: amerikanischen Mitteln betriebene Reklame, im Innersten verletzt und abgestoßen fühlten. Ihrem Empfinden gab flammenden Ausdruck ein offener Brief an den Bischof Arnoldi von Trier. Am 15. Oktober 1844 in den von Robert Blum herausgegebenen „Sächsischen Vaterlandsblättern“ erschienen, durchslog dieser Brief in wenigen Tagen die gesamte deutsche Presse und rief eine Flut von Dank- und Zustimmungskundgebungen aus ganz Deutschland hervor, die seinen Verfasser, den bei Breslau lebenden, 33jährigen Kaplan Johannes Ronge, als Befreier und Führer jubelnd begrüßten und feierten. In die allgemeine Erregung warf Robert Blum im Januar 1845 die Losung: „Trennung von Rom! Eine deutsch-katholische Kirche!“ Als hätte es dieses Anstoßes nur bedurft, bildeten sich nun überall auch auf dem Boden des Katholizismus „freie“ Gemeinden, die erste in Breslau selber, die in knapp drei Wochen auf 2000 Mitglieder anwuchs. Und ihr folgten zahlreiche andere in allen deutschen Gauen, wozu vor allem die fünf Reisen beitragen, die Ronge im Jahr 1845 durch Deutschland unternahm, überall mit einer Begeisterung aufgenommen und gefeiert, wie kaum je ein

Mann vom deutschen Volke. Bereits Ostern 1845 fand die erste „deutsch-katholische Kirchenversammlung“ statt. 15 Gemeinden nahmen daran teil. Die zweite (1847) zählte schon 257 Gemeinden, so daß also die freiprotestantische Bewegung durch die deutsch-katholische an Umfang erheblich übertroffen war.

Welche Hoffnungen wurden damals an dieses neuauflühende religiöse Leben bei uns geknüpft! Der alte Minister Schön, des Freiherrn von Stein einstiger Mitarbeiter, äußerte zu Ronge: „Die Reform muß und wird sich eines guten Fortanges erfreuen. Die Zeit erfordert sie, wird ihrer auch in Zukunft bedürfen. Denn die Völker erwachen ja vom Schlaf, und darum geht die Pfaffenherrschaft zu Ende.“ Eine Bewegung von unübersehbarer Tragweite schien eingeleitet, unübersehbar vor allem, weil wirklich das ganze Volk davon ergriffen war. „Nicht einzelne sogenannte Gebildete oder Vornehme dieser Stadt“, heißt es in einer Tischrede des späteren Gothaer General-Superintendenten Schwarz, „mein, alle Klassen der Gesellschaft, Jung und Alt, Männer und Frauen, eine ganze Bevölkerung ist Ihnen (gemeint ist Ronge) mit Jubel entgegengezogen. Das ist ein Triumphzug, wie er wenigen zu teil wird, auch denen nicht, welche im Reich des Wissens neue Bahnen gebrochen und auf den Höhen der Erkenntnis stehen. Es gibt ein Höheres als Erkenntnis der Wahrheit: das ist der Mut der Wahrheit, die Tat, die reformatorische Tat! . . . Ihr habt uns ganz neue Aussichten in die Zukunft eröffnet; ihr habt ja den heiligen Boden der Freiheit zuerst betreten; ihr wollt euch auf demselben eine Wohnstätte bereiten und werdet, so hoffen wir, dieser religiösen Freiheit rechtliche und öffentliche Anerkennung gewinnen.“ Bezeichnend war die geradezu leidenschaftliche Teilnahme der Frauen an der Bewegung. Wer die bekannten „Memoiren einer Idealistin“ gelesen hat, wird sich vielleicht daran erinnern, mit welcher Hingabe Frauen von so hoher Gesinnung wie Malvida von Menzenbug an dieser Aufgabe mitgearbeitet haben und mit wie viel Stolz und Wärme sie selber noch in ihren alten Tagen davon berichtet. Ganz besonders verheißungsvoll aber war die Stellung der beiden aus den zwei großen feindlichen Konfessionen erwachsenen Strömungen zueinander. Die Versicherungen und Beweise gegenseitiger Sympathie, die Bereitwilligkeit, einander in jeder Weise zu unterstützen, eröffneten die schönste Aussicht. In einer Kundgebung der freien Protestanten in Halle an die Deutschkatholiken heißt es: „Wir hoffen auf euch und blicken auf diese kleine, kaum noch gestaltete Gemeinschaft hin als auf den bedeutungsvollen Anfang einer neuen Zeit, einer großen Bewegung, welche in ihren Schwingungen auch unsere protestantische Kirche mitberühren wird. Wir billigen es, daß ihr nicht zu ihr hinübergetreten seid, daß ihr vielmehr den ersten, ursprünglichen Drang der Reformation wieder aufgenommen habt, welcher von dem frischen Leben des Volkes getragen wurde.“ Namen von bestem Klang standen unter diesem Schreiben: Dunder, Hinrichs, Wegscheider, Niemeyer. Was diese Männer und mit ihnen Hunderttausende im Volk von der jungen Bewegung erhofften, war nicht mehr und nicht weniger als eine Ueberbrückung der vielbeklagten konfessionellen Kluft, die Deutschland seit Jahrhunderten in zwei feindliche Lager trennt. So hoch stand damals die Erwartung, so lebendig war die Sehnsucht, die alle Herzen erfüllte. —

Die weitere Betrachtung wird uns zeigen, wie es kam, daß so herzlich wenig von dem, was man sich versprach, Wirklichkeit wurde.

Zur Frage der Umgestaltung akademischer Lehrformen.

Privatdozent Dr. jur. et phil. v. Grosman.

Man muß Herrn Altmann, dem Verfasser des Aufsatzes „Zur Universitätsreform“ (Pyramide Nr. 24 vom 15. Juni 1919) ebenso dankbar sein, wie der Schriftleitung der „Pyramide“, daß durch beider Zusammenwirken eine Anzahl von Fragen der Erwägung anheimgestellt wird, deren Erörterung lange, sehr lange hinausgeschoben worden ist. Veranlaßt von dem Gefühl, daß der herkömmliche Vorlesungenbetrieb an unseren Universitäten keineswegs den Anforderungen und Bedürfnissen von Dozenten und Studenten genüge, wird in jenem Aufsatz deutlich und ernst Kritik am Bestehenden geübt. Die „Vorlesungen“ als bisher vorwiegend übliche Form der Lehrstoffübermittlung kommen hierbei schlecht weg, die erweiterte Abhaltung von „Seminaren“ wird warm empfohlen. Fragt sich nur, ob in der Praxis die Dinge sich so schlicht wandeln und fördern lassen, wie es dort angenommen wird.

Die „Beharrungstendenz“ der Hochschulen hat ihren verständlichen Grund darin, daß man sich scheut, mit dem Studentematerial und dessen ebenso kostbarer wie knapper Zeit Experimente zu machen. Freilich kommt es vor, daß diese selbstkritische Beharrung sich zur Aengstlichkeit wandelt und damit mehr Schaden anrichtet, als wieder gut gemacht werden kann. Voraussetzung zu jeder Aenderung des Bestehenden ist der gute Wille auf beiden Seiten, und das Vorhandensein dieses guten Willens soll einmal angenommen werden, wenn auch manche Erscheinungen des gegenwärtigen praktischen Alltagsbetriebs auf Universitäten und in Universitätsstädten gelegentlich daran ernüchternde Zweifel hervorrufen, die in gegenwärtig kritischer Zeit der Uebergänge recht schwer wiegen. Dieser gute Wille würde sich also bei Dozenten in einer Revision ihres Vorlesungs- bzw. Stoff-

material und den Methoden von dessen Uebermittlung, bei den Studenten in einer Revision ihrer Arbeitsmethode und praktischen Zeitverwendung zu bewähren haben.

Geschieht dies, so kann man nicht mehr kategorisch verlangen, daß die Vorlesungen zugunsten der Seminare so gut wie ganz wegfallen. Keine Vorlesung, die den Anspruch erhebt, ernst genommen zu werden, dient lediglich der Stoffübermittlung, welche auch durch das Lehrbuch erreicht werden kann. Freilich gibt es noch immer eine große Anzahl von Dozenten, die in ihren Vorlesungen nicht viel anderes sagen, als was im Buche steht. Aber sind denn in irgend einem anderen Berufe alle daria Tätigen vollkommen? Die Vorlesung hat doch wohl heutzutage hauptsächlich den praktischen Zweck, den Studierenden in die Fülle der Probleme und in die Prinzipien wissenschaftlicher Methode einzuführen. Sie soll ihm den Querschnitt durch Sache und Arbeitsmethode in ihr darstellen. Das ist eine Aufgabe, welche der Student allein niemals bezwingt, weil ihm zwar vielleicht nicht völlig das Stoffmaterial, wohl aber die Methodenmöglichkeiten geistiger und wissenschaftlicher Arbeit fehlen (hat er sie, so ist er nicht mehr „Student“ im strengen Sinn). Zur Lösung dieser Aufgabe muß der Dozent natürlich von dem unerschöpflichen Material, das unsere immer mehr sich spaltende und sich verfeinernde Wissenschaft erarbeitet, Gebrauch machen und insoweit werden sich Inhalt der Vorlesung und Inhalt des Lehrbuches (und für welches „Buch“ gäbe es nicht Lehrbücher?) notwendigerweise zum Teil decken. Aber nur insoweit! Denn aus dem Buch hat noch niemand sich zur Wirksamkeit durchgelesen. Die Vorwürfe, welche gegen die Vorlesungen erhoben werden, würden sich mindern, wenn in der Praxis jene Trennung von Stoff und Methode dem Studenten so eindringlich geboten würde, daß ihm eine Ahnung wenigstens davon aufginge, wie reizvoll das wechselseitige Wirken jener Dinge jenseits der gelegentlich trockenen, ja philiströsen Vorlesung sein kann, für den, der dazu berufen ist. Denn der akademische Lehrer muß ein Künstler sein und des Künstlers prometheische, gnadenvolle Gaben zur „Bildung“ von Menschenfeelen haben. Ist er das nicht, so wird er mehr oder weniger an seinen eigenen Hemmungen scheitern, er erlebt dann etwas von der großen Traurigkeit der vielen Nicht-ausgewählten. Das gleiche gilt von so vielen Studenten, welchen die grundlegende und allein fördernde Freudigkeit mangelt, die allein den Ausgleich zwischen Sichbelehrenlassen und halb resigniertem, methodenlosem Autodidaktentum harmonisch entwickeln kann. In dieser Hinsicht bleibt ja viel von der Zukunft zu erhoffen; denn hoffentlich wird eine Zeit kommen, die jene Konzentration, Gelassenheit und innere Sammlung auch äußerlich ermöglicht, ohne die jedes Studium etwas Krampfhaftes, Unausgeglichenes und daher Halbes bekommt, das sich dann in unerfreulichen Spannungen und Nervositäten traurig bemerkbar macht.

Die Forderung, mehr Seminare abzuhalten, ist nicht neu. Man hat auch schon an jenen Ausweg gedacht, die Vorlesungen mit sogleich anschließenden Kolloquien schöpferischer zu gestalten. Der Grund dazu liegt darin, daß ein ordentliches Seminar nur bei einer nicht allzu großen Teilnehmerzahl sinngemäß durchgeführt werden kann. Würden jene Vorlesungen guten Charakters ganz oder doch wesentlich schwinden, so würde das eine Ueberlastung der Seminare bedeuten, die kein Dozent verantworten kann. Die Trennung in sog. Vor- und eigentliche Seminare ist nur dann nicht mißlich, wenn der Dozent ein gewiegter Menschenkenner ist, der es intuitiv versteht, die damit nötige Trennung und Zuweisung liebevoll, gerecht und unter Förderung des einzelnen Studenten in die Wege zu leiten. So viel ist ja sicher, daß die Dozenten den strebsamen Studenten (aber nicht alle sind das) persönlich viel mehr und viel intensiver zur Seite stehen sollten, als dies bisher geschah. Man darf jedoch dabei nicht außer Acht lassen, daß der Dozent nicht immer von den Hörern „persönlich“ gesucht wird, und daß ferner jede Menschenkraft ihre Begrenzung hat, über die hinaus alles Wirken und Helfenwollen der Gefahr eines Schematisierens, der Fabrikmäßigkeit ausgesetzt ist. Immer wird es eine Frage gegenständlichen Tates und differenzierter Intuition bleiben, hierin das Richtige an Maß, Art und Eindringlichkeit im praktischen Fall tätig und entsagend zu bewirken. Nicht jeder Dozent geht auch mit derjenigen eifrigen und verantwortungsbewußten Gründlichkeit vor, die dabei vorzuziehen ist. Verfasser erinnert sich eines sehr beliebten Dozenten, der Seminare mit großer Teilnehmerzahl bei strenger Auswahl abhielt und der dabei in kleinem Kreis bei Semesterbeginn über sein angekündigtes Seminar in ungeminderter Heiterkeit sich dahin äußerte, er wisse noch durchaus nicht, wohin er mit diesen seinen Übungen und mit diesen Teilnehmern gelangen werde. Nicht jedem ist gegeben, eine solche halbhumoristische Ziellosigkeit vor sich selbst „gellen“ zu lassen. Vielen Studenten ist die bisweilen unvermeidliche, halb schulartige Durchführung von Seminaren mit Frag- und Antwort, häuslicher Vorbereitung, Erstattung von kleinen Vorträgen u. a. gar nicht erwünscht; manches Original fühlt sich dabei in seiner Pracht eingeengt, gegängelt — vielleicht ist es auch einmal tatsächlich gehemmt, wenn das Niveau der übrigen Seminarteilnehmer dem seinen nun einmal wirklich nicht genügt. Viele Studenten, besonders auch die Kriegsteilnehmer, haben eine mehr oder weniger gerechtfertigte, nervöse Angst, immer noch nicht fertig und klar in ihren Studien zu stehen, sie erliegen den Gefahren, welche Eilfertigkeit und die moderne hastige Betriebsamkeit in sich schließen.

Es wird also gut sein, praktische Reformversuche vorsichtig und kritisch, vor allem aber bedachtam und mit einer Art von

Sansinn zu unternehmen und sich nicht vor Mißerfolgen zu scheuen. Denn unserem Geistesleben, das zurzeit aus bekannten Gründen ebenso erregt wie durcheinanderströmend ist, läßt sich vorerst keine sichere Folge von Rückschlägen zur Besserung akademischer Lehrmethoden entnehmen. Jeden Wunsch gründlich zu prüfen und seine praktische Durchführbarkeit ohne Schädigung der Studenten zu erproben — das dürfte wohl die nächstliegende Hauptaufgabe sein. Und wenn Dozent wie Student, jeder an seinem Platz, mit der richtigen Freudigkeit dabei zu Werke gehen, dann ist es sicher, daß mit der Zeit sich die Verbesserungen von Lehr- und Lernmethoden werden finden lassen, jene Verbesserungen, über deren Notwendigkeit Ernste und Verantwortungsbehaftete, Lehrer und Studenten, sich wahrlich deutlich genug einig sind.

Ueber Schwezingens Garten und Theater in Vergangenheit und Gegenwart.

Von Karl Freund, Regierungsbaumeister.

I.

Zu Pfingsten des Jahres 1756 nahm der Kurfürst Karl Theodor nach glücklich überstandener Krankheit die Guldigungen seiner Pfälzer im Schloßgarten zu Schwezingen entgegen. Diese Festeigenschaften bildeten den Ausgangspunkt zu dem für Schwezingen traditionell gewordenen Rosen- und Pfingstfest. Wer heute von diesem Ort hört, denkt wohl zunächst bei dem allgemeinen Interesse für Wagenfragen an seine berühmten Spargelfelder, dann aber wohl an seinen Schloßgarten, von dem ihm neben den vielen großen und bleibenden Eindrücken sicher auch der seiner üppigen Knoblauchkulturen im letzten Jahrzehnt in Erinnerung geblieben ist. Nicht der Schloßbau ist es, in seiner frühesten Anlage bis in die Mitte des 14. Jahrhunderts zurückreichend, in seiner heutigen Erscheinung um die Wende des 17. Jahrhunderts entstanden, sondern sein Garten, der dieses pfälzische Trianon berühmt machte.

Versehen wir uns zurück in den Geist der Zeit, die ihn geschaffen. Der Garten des 17. Jahrhunderts, ohne logischen Zusammenhang mit dem Gebäude, war durch die Architektur des barocken Lustgartens verdrängt worden; der Gegensatz zwischen Hofkette und Parterre wird entwickelt, neben der Flächenwirkung der Aufsicht benützt, um Parterre- und Bostelräume in geordnetem Zusammenhang zu schaffen, gleich der Grundrißgestaltung des Gebäudes. Und wie hier, so gab es auch beim Gartenkünstler ungezählte Lösungen. Das Schwezinger Beispiel ist selten: die offenkundige Arme der durch Raballiat gebauten Zirkelhäuser werden durch die im Halbfreis um das Parterre verlaufenden Baummassen geschlossen. Der so geschaffene Parterreräum wird — wohl kaum im Sinne eines *terrace* — noch geteilt durch Baumalleen, welche die bekannte Hauptperspektive in der Schloßlängsachse umrahmen und die bleibende Fläche in vier Sektoren teilen. Große, ruhige Wasserflächen dienen als Fortsetzung des Parterres; später tritt die dem italienischen Terrassengarten entnommene belebende Kaskade hinzu. Man macht noch einen Schritt weiter und kommt damit zur unkünstlerischen Spielerei. Sprudelnde Bächlein ziehen entlang schmalgeschlungener Wege, gurgelnde Quellen entspringen lauschigen Heden; die Perspektive wird künstlich geschaffen, am Ende des Laubganges entstehen auf tonernen Mauerflächen perspektivische Gemälde (die perspektivische Mauer in Schwezingen) oder durch aufgeschichtete Felsen, Tropfstein und Muschelwerk hindurch erblickt man „das Ende der Welt“. Es soll überrascht werden; die einzelnen Räume sind streng abgegrenzt und unterschieden in ihrem Charakter, jeder enthält seine besondere Architektur: Badhäuser, Tempelchen, Grotten, Ruinen, Moscheen, zahllose Plastiken, meist räumliche Entwürfe und zärtliche Heimlichkeiten, zerstreuen sich auf der Gesamtfläche. Die Naivität des Menschen im architektonischen Garten der Natur gegenüber weicht seiner Verträumtheit und Sentimentalität, seiner Romantik und Symbolik im Landschaftsgarten. Die blendenden Feuerwerke und bunten Maskeraden werden immer mehr verdrängt durch das zartere Milieu theatralischer Serenaden und Schäferspiele, dem lautloseren Zeitvertreib unter dem Schatten tiefhängender Trauerweiden neben mit Todesfatale geschmückten Graburnen. Die Vereinigung von Architektur und gezierter Natur findet in Schwezingen kein schlechtes Beispiel. Schnell verstand es wohl, die von Pigage gegebenen formalen Elemente mit den eigenen landschaftlichen zu verbinden; der schwierige Uebergang vom französischen über den englischen Garten zur Natur ist gut gelungen: „auf gewundenen Pfaden wandelt man unmerklich in die freie Natur hinüber.“

Seit 1718 ist Schwezingen ständiges Sommerlager des kurpfälzischen Hofes; in jener Zeit empfängt der Garten seine weltberühmten Drangerie vom Dilsdorfer Hof, zur Zeit Karl Theodors größer als die zu Versailles. Im Mittelpunkt der Hofgesellschaften — und jede Möglichkeit gab dazu Anlaß — standen Konzerte und theatralische Aufführungen, für die damals allerdings in Schwezingen noch keine besonderen Räume vorhanden waren. Es war die Zeit der Serenaden, Pastoralopern, italienischen Intermezzos, Koloraturen und Arien, in der „mit dem Kestkopf gespielt wurde, wie man mit der Oboe oder Klarinette spielte“. Noch mußte die szenische Aufmachung am kurpfälzischen Hof zurücktreten. 13 Jahre später finden wir hier schon die ersten Spuren französischer Komödianten. Mit dem Regierungsantritt Karl Theodors trat der mächtige Umschwung ein. Die Künstler hatten gute Tage. Die Pfalz erlebte ihren letzten großen Aufschwung.

Der kurpfälzische Hof war der glänzendste im damaligen Deutschland und gefiel sich in der Nachahmung französischer Sitten bis ins kleinste. Bedienten, Maitresses und Günstlinge registierten. Pfälzische Pompadours und Hamiltons suchten und fanden ihre Wege durch die enggeschlungenen Pfade des Schwezinger Gartens zur kurfürstlichen Sonne. Die Zahl der Personen, die des Sommers dem Kurfürsten nach Schwezingen folgten, steigt auf 1500⁰⁰ schreibt Burney. Und Schubart glaubte sich auf eine Zaubereinsel versetzt, wo alles klang und sang, — auch der junge Mozart kannte sie — „ja aus den Winkeln und Gassen des kleinen Dorfes hörte man die magischen Töne der Virtuosen, deren Forte ein Donner, deren Piano ein Frühlingshauch“. Sie brachten sie unter Cannabich zum erstenmal nach Mannheim, nach Burney „musikalische Farben, die so gut ihre Schattierungen haben als Roth oder Blau in der Malerey“; daher nach ihm hier der Geburtsort des *crescendo* und *diminuendo*.

Wir hören zum erstenmal von einem Hoftheater in Schwezingen in einem Reskript vom Jahre 1746, wonach Alessandro Gallo Bibiena den Auftrag erhält, hier ein Theater zu errichten. Ob er seine Entwurfsarbeiten vollendet, ob sie mit seinen Mannheimer Theaterplänen verbrannt, wissen wir nicht. Pigage kannte sie nicht, als er 1748 nach Schwezingen kam und dort 1752 das Theater erbaute. Und doch erfahren wir schon 1748, daß französische Komödianten auf 32 Wagen von hier nach Mannheim fuhren. Ihre (Corneille, Molière- und Racineschen Stücke wurden wohl im Garten aufgeführt, da im Schlosse selbst keine passenden Räume vorhanden und die Fest- und Spielfäle im südlichen Zirkelhause erst später entstanden waren. Mit der Vollendung des Theatergebäudes kam der Aufschwung, die glänzendste Zeit Schwezinger Theaterlebens während der Sommerkampagnen. Französische Komödien, Intermezzos, Buffoopern und Balletts wurden eifrig gepflegt: die leichte Muse trat in den Vordergrund.

Die uns in Heidelberg und Mannheim erhaltenen Textbücher geben wertvollen Aufschluß in literarischer und szenisch-technischer Beziehung. In den ersten Jahren waren es Opern von Holzbauer, dann große Balletts und Pantomimen von Cannabich, Werke von Jomelli, Majo, Gretry und Guglielmi und selbst J. Seb. Bach und Gluck erschienen, wenn auch vereinzelt, in dieser Umgebung.

1772 bedeutet für Schwezingen einen Höhepunkt: zwei neue Opern erscheinen mit einer Ballettpantomime, einer heftigen Kirmes mit den unaussprechlichen Zank- und Prügel Szenen. „Die Dekorationen und Kleider waren sinnreich und geschmackvoll, und an Komparisen und Figuranten war eine größere Anzahl vorhanden, als ich jemals in der großen Oper zu Paris oder London gesehen habe. In dem Ballett kamen an hundert Personen zugleich aufs Theater.“ (Burney.) Daneben hält sich der große Einfluß der französischen Komödianten bis 1770. Der Freigeist Voltaire wird von dem Jesuitenögling Karl Theodor umworben und zweimal mit großem Pomp empfangen, das erstemal 1753 in Schwezingen, wo er im Theater der Aufführung von „Zaire“ bewohnt. 1754 übersieht er seinem Gönner den „Orphelin de la Chine“, 1759 das Manuskript von „Tancred“ und 1762 das der „Olympie“, die nach peinlichster Vorbereitung mit großer Aufmerksamkeit ihre erste Aufführung in Schwezingen erlebte.* Nach 1770 macht sich der Einfluß des deutschen Schauspiel merklich geltend; in den Jahren 1775—77 entsteht das von V. Quaglio erbaute Mannheimer Nationaltheater und mit ihm erscheinen die Namen Goethe, Schiller, Lessing, Dalberg, Pfaff, Gluck und Mozart. In Schwezingen kommt noch vor Mannheim die erste deutsche Oper, Wieland-Schweizers „Alceste“, 1773 zur Aufführung, worüber Schubart vollen Lobes spricht; Holzbauers „Günther von Schwarzburg“ und Schweizers „Rosamunde“ führen dann in Mannheim hinüber zu Mozart, seiner „Zauberflöte“, den „Don Juan“, der „Entführung“ und „Figaro“.

Noch eine zweite Stelle zur Pflege theatralischer Aufführungen wurde in Schwezingen geschaffen, im Garten selbst vor dem durch Pigage errichteten Apollotempel. An einen künstlichen Felsen „lehnt sich eine von einer Treppenanlage eingefasste Kaskade, deren oberstes Becken aus einer von zwei Nisaden gehaltenen Urne mit Wasser gefüllt wird und lenkt den Blick zu dem bekrönenden Tempelbau hinauf. Zwölf ionische Säulen tragen über dem zierlichen Hauptgesims eine Kassettenkuppel. Das Detail des Rundbaues ist von großer Zierlichkeit, getreu nach antiken Vorbildern gearbeitet, und gerade darum ist der ganze Bau ein durchaus echtes Werk des Rokoko, in seiner Verquickung von Kunst und Natur, seiner Feinheit und Sentimentalität, dem künstlerischen Versehen in eine bessere, hier antike Welt!“ (Gurlitt: Barock und Rokoko in Deutschland.) Ein selten schöner Prospekt! „Aus Tannen und beschneiten Heden bestanden die Kulissen. Von dem Vorplatz vor dem Tempel führen einige Stufen hinab in einen Halbkreis, der den Zuschauerraum bildet. An den beiden Seitentritten ruhen Sphinxen, denen die böse Ueberslieferung Ähnlichkeit mit einigen Damen des Hofes zuschreibt.“** Der heutige Zustand des eigentlichen Naturtheaters ist nicht der ursprüngliche. Ich konnte bisher auf keinem der mir bekannten Stücke den genauen Verlauf der Hedenkulissen oder die Abgrenzung des Amphitheaters feststellen; der bekannte Plan von Zeyher gibt in Verklammerung der Treppen zwei eine Rasenfläche umfassende, mit kleineren Heden besetzte und nach dem Tempelmittelpunkt zu-

* Ueber französische Schauspieler am kurpfälzischen Hof gibt ausführlichen Aufschluß J. J. Clapiers' „Les comédiens français dans les cours d'Allemagne“ Paris 1801.

** Aus Prof. Dr. Fr. Walters ausgezeichnetem Werk „Die Geschichte des Theaters und der Musik am kurpfälzischen Hofe“.

sammenlaufende Gassen, wohl kaum der einzige seitliche Abschluß des Bühnenraumes. 1775 wird hier eine Oper aufgeführt, durch handschriftlichen Vermerk im Textbuch bestätigt. Weitere Angaben über Aufführungen an diesem Platze sind nicht gefunden; sicher ist, daß diese nicht die einzige gewesen ist.

Sommergewitter.

Von Bernhard Flemens.

Der Pastor sah, daß der Junge erregt war. Seine Gütmütigkeit riet ihm, ihn nicht noch mehr zu reizen. Er legte bedächtig seine Serviette zusammen, lehnte in den Rohrstuhl zurück und starrte geflissentlich ins Leere.

Aber die Pastorin konnte sich nicht mäßigen. „Wir haben dich in jeder Weise gefördert, haben dir erlaubt, deine Studien auf der Unterprima zu unterbrechen und ins Feld zu ziehen, und wir sind nun froh, daß dich deine Verwundung dauernd und in unsern Kreis zurückgebracht hat. In drei Generationen meiner Vorfahren ist jedes männliche Glied der Familie Geistlicher geworden, zwei haben es sogar zum Superintendenten gebracht, wir haben die allerbesten Beziehungen zum Konfistorium, und du kriegst nun den albernen Gedanken in den Kopf, Bauer zu werden, willst nicht mehr auf die Schule zurück — es ist himmelschreiend!“

„Und ich danke dafür, diese erbliche Belastung weiter in die Zukunft zu schleppen, ich hab's nach den Ergebnissen im Felde satt, mich auf den Schulbänken herumzudrücken, und wenn hier irgend etwas albern ist, so ist's —“

„Karl, es ist besser, du verläßt jetzt das Zimmer,“ rief der Pastor dazwischen.

Karl sprang auf, knallte die Tür hinter sich zu und lief in sein Zimmer hinaus. Er rannte ein paarmal auf und ab. Dann kam ihm zum Bewußtsein, daß er zu weit gegangen war.

„Furch! Wahrhaftig, furch! Aber es mußte ja so kommen. Jetzt mögen sie einsehen, daß sie nachgeben müssen.“

Er hatte nie darauf gepocht, der einzige Sohn wohlhabender Eltern zu sein. Sparsamer als er konnte man schon nicht sein. Aber der Alte hatte ja selbst zugegeben, daß er schon über die Mittel verfüge, ihm ein kleines Bauerngut kaufen zu können. Wozu hatte er seine breiten Schultern und kräftigen Häute? Vielleicht, um damit aufs Kanzelbrett zu hauen? Mochte sich die Mutter anstellen wie sie wollte, er gab jetzt nicht mehr nach.

Unten im Hause klapperten Türen. Es kamen Schritte über den Korridor, der an seiner Stube vorüber nach dem Schlafzimmer der Eltern führte. Der Pastor und seine Frau gingen zeitig zu Bett.

Bald war es ruhig im Haus. Er saß auf der Fensterbank und sah hinaus. Es war schwül. Duft von Jasmin und blühenden Linden quoll herein. Karl glaubte es im Zimmer nicht mehr aushalten zu können.

Kurz entschlossen riß er Kragen, Rock und Weste ab und streifte einen dünnen Leinenrock über. Dann steckte er Zigarren zu sich und schob die langen Beine durchs Fenster, bis die Fußspitzen die oberste Sprosse des Weinpaliers erreicht hatten. Das war von ihm selbst mit kräftigen Nägeln an die Wand gehauen und schon öfter bei Tag und bei Nacht als Notröhre benutzt worden.

Ueber dem Dorfe stand dunkel und leise rauschend der Buchenwald. Karl überlegte, ob er hinauf stiege, entschied sich dann aber für den Fluß, da es im Walde wahrscheinlich noch schwüler sein würde. Es lüftete ihn außerdem nach einem kühlen Bade. So zog er Schuhe und Strümpfe aus und schritt über die Wiesen dem Fluß entgegen.

Lindemanns Erna hatte ihm ein Beispiel gegeben, wie man es machen mußte: Durchbrennen, einfach durchbrennen! Sie rückte aus der noblen Harzburger Pension aus, wie das Heimweh sie riß. Stand plötzlich daheim im Kuhstall und fütterte die Kühe, als sie von Eltern und Geschwistern bemerkt wurde. Lindemanns Mutter hatte wußt über den Ausreißer geschimpft. Aber der Alte schmunzelte und sagte:

„Ghüh, Mälen, dat's gaut! Bliw du mit der Gäute in 'm Meß, denn jau steihste waren!“

Karl sah die Erna in ihrer blondrosigen Bauernfrische vor sich und beschloß, bei der Rückkehr Steinchen an ihr Fenster zu werfen.

Über nun war er bei den Uferweiden, brach durchs rauschende Dickicht, brannte sich die Hände an den hohen Reffelbüschen und kam an einen grasigen Uferstreifen. Da zog er sich aus.

Schweres Gewölk ballte sich über die Schwüle und erdrückte die dünne Mondsilber. Ein dumpfes Rollen ließ sich hören. Er brannte eine Zigarre an, um sich vor den Mücken zu schützen, die in singenden Wolken über dem Wasser hingen. Dann ging er über den kieseligen Grund einer Büsch, im Wasser plantend in der Mole, zog an seiner Zigarre und lauschte auf die leise Blut, die um die Mole strömte und quirlte.

Wie schön und befreiend war es, wie das so dunkel und so sicher dahinströmte! Klebte riefen in den Wiesen, und vom Waldsaum geisterte ein Ziegenmelkpaar herüber. Das Grollen in der Ferne wurde stärker. Ein Blitz ließ wagrecht über sich erblickte Bergkämme.

„Famos!“ rief er begeistert.

Dann ging er ins Wasser, bis es ihm an die Arme reichte, nahm die Zigarre in den Mund und ließ sich, auf dem Rücken liegend, langsam stromab treiben. Es amüsierte ihn, wie sich die Mücken vor dem aufsteigenden Rauche zerteilten. Noch funkelten hoch über ihm Sterne. Aber einer nach dem andern wurde von dem vorrückenden Gewölk ausgeblüht. Das Grollen kam näher. Die Blitze wurden blauer und heftiger. In einer solchen Blendquelle sah Karl plötzlich die Umrisse von etwas Lebendigem, das aus der Ufernähe ins Tiefe strebte.

„Wer ist da?“ rief er, hörte einen Aufschrei, ein Plätschern, und die Erscheinung war verschwunden.

Er warf sich ins strömende Wasser und blickte scharf voraus. Da tauchte vor ihm der Kopf eines Schwimmers auf. Das überraschte ihn sehr, denn zu dieser Zeit badete hier niemand aus dem Dorfe. Er fühlte sich hier als Herr und rief ärgerlich: „I zum Donnerwetter, wer ist denn da? Der Unbekannte gab keinen Laut von sich. Karl machte sich an die Verfolgung. Er wollte doch wissen, wer das war. So schwammen sie prustend und schnaufend hinter einander her, und Karl hatte schon die Empfindung, daß es lächerlich sei, den anderen zwingen zu wollen, sich ihm bekanntzugeben. Da klang durch Prusten und Schnaufen ein lachender Mädchenruf.

„Erna, das bist du!“

„So schrei doch nicht so! Wenn das wer hört!“

„Ach was — pff — hier ist keiner — pff — wie kommt da bloß um diese Zeit hierher? — pff —“

„Gleich wie du — pff — was rennst du überhaupt — pff — so hinter mir her?“

„Nennen ist gut,“ meinte er.

Sie hatte unterdeß gegründelt und stand, tief atmend, in vier, fünf Meter Entfernung vor ihm, bis an den Hals im Wasser. Er schwamm herzu, gründelte ebenfalls und wollte ihr die Hand reichen. Aber sie wich zurück.

„Keinen Schritt näher, sonst schrei ich.“

„Du, wer sollte denn vorhin nicht schreien? Na, na — sei nicht bange — ich bleib schon hier.“

Ein Blitz sprang aus den Wolken. Da spritzte sie ihm auch schon Wasser entgegen.

„Nicht gucken!“

„Gucke einer in dieser Finsternis. Aber sag, wie kommst du hierher?“

„Beggelaufen! War mir zu schwül auf der Kammer. Und nun schwimme mal schnell ne Ecke weg, ich will raus. Es fängt schon an zu regnen.“

„Ich denke nicht daran,“ sagte er und trat näher.

Sie ließ sich sofort ins Wasser fallen.

„Karl, du bist ein Esel, wenn du mich — pff — nicht zurückerläßt, sag ich's deinem Vater.“

„Das wirst du schon bleiben lassen. Wenn der erführe — na, laß das Spritzen — pff — ich kriege dich doch —“

Sie nahm es für ernst.

„Karl — ich — ich — pff — du —“

Wie er merkte, daß sie wirklich ängstlich wurde, tat sie ihm leid.

„Ich lehre nur unter einer Bedingung um —“

„Welche?“

„Einen Kuß.“

„Fällt mir gar nicht ein.“

„Nicht? Na, dann hol' ich 'n mir selbst.“

„Nein, warte mal, meinetwegen. Aber jetzt nicht. Nachher. Dummer Bengel!“

Er schwamm zurück. In aufzuckenden Blitzen sah er sie schwimmend im Weidendickicht verschwinden. Er warf sich heftig in den Strom und schwamm nach seiner Kleidung. Während er hinein fuhr, begann es scharf zu regnen. Dann hörte er Ernas Stimme.

„Karl, bist du draußen?“

„Jawohl, wo bist du?“

„Hinter der zweiten Mole, wo das Ufer hoch herüberhängt. Komm her, wir haben hier Schutz!“

Sie hatte sich gegen die Uferböschung und unter das dicke Weidicht gekauert und saß etnigermassen geschützt. Er schämte sich sehr, sagte nichts und ärgerte, zu ihr heranzurücken. Da zog sie ihn zu sich her.

Das Wetter brach gewaltig über sie herein. Der Regen rauschte in die Weiden, die sich duckten und wild um sich schlugen. Ueber dem Fluß brüllte der Donner und grellblaue Blitze erhellten den Regenschwall. Aber so plötzlich wie es kam, so verzog es sich wieder. Der Regen wurde dünner, die Blitze matter und gelber, und die Räume zwischen ihnen und dem Donner wuchsen.

Da neigte sich der Mädchenkopf zu dem Jungen und küßte ihn. Er sah still wie unter einem unerhörten Glück und lauschte ihrem Gepolter, das ihn wie das sanfte Regengeriesel umströmte. Schließlich wurde auch er gesprächig. Und sie sahen und schwachten in die aufstehende Sternennacht und gingen endlich heim als weiße Nebel auf den Wiesen weideten.

Mit der Klarheit der Nacht kam auch Klarheit und feiner Lebenswille in ihn. Und als er übers tropfende Weinspalter seinen Weg in die Kammer fand, wußte er seinen Weg unweigerlich rückwärts vor sich.